zu betrachten, um zu erkennen, daß die Vergangenheit des röhrenförmigen Seidenhutes in Wahrheit eine viel ältere ist.

Im Fundbureau.

Im Fundbureau der Berliner Allgemeinen Omnibus-Aktiengesellschaft herrschte kürzlich eitel Freude und Wonne. Die binnen Jahresfrist in dem Omnibus verloren gegangenen und als gefunden abgegebenen Sachen wurden dort versteigert. Bei der tropischen Hitze herrschte allerdings eine Temperatur und eine Luft in dem Raum, welche völlig vergessen ließ, daß wir uns in Mitteleuropa befinden. Es ist kaum glaublich, was alles versteigert wurde, und wenn durch die nachfolgenden Zeilen die Vergeßlichen daran erinnert werden, immer hübsch auf ihre Sachen zu achten, so dürfte dieser Wunsch doch gar bald auch in Vergessenheit geraten. Das Hauptkontingent stellten die Portemonnaies. Es befanden sich darunter etwa 400 verschiedene Exemplare, vom elegantesten Damenportemonnaiechen an gerechnet bis zum groben Sackleinwandportemonnaie eines Kassenboten. Daß sich in diesen gesamten Börsen nur ein Barbestand von 699,15 Mk. befand, läßt darauf schließen, daß im allgemeinen nur Portemonnaies mit geringerem Inhalte verloren resp. gefunden worden sind. Es folgten auch etwa 400 Schirme aller Art, diese wurden dutzendweise versteigert, und zwar kostete das Dutzend billigster Schirme 1 Mk., während das beste Dutzend, unter dem sich Schirme mit silbernen Griffen befanden, 12 Mk. brachte. 20 Damenuhren stand nur eine Herrenuhr gegenüber, ein schlechtes Zeichen für die Sorglosigkeit des schöneren Geschlechts. Auffallend war es, daß fast an allen diesen Uhren der Ring fehlte, ein Beweis dafür, daß die Verlierer die Kette behalten haben, ohne den Verlust zu merken. 300 Paar Handschuhe, die zusammengehörten, und eine große Anzahl einzelner Handschuhe lagen auf dem Tisch aufgespeichert in traulem Verein mit Wollschals, Wäsche, Brillen, Operngläsern und Schmucksachen. In der Ecke vereinsamt stand eine Flasche Mixed Pickles mit einigen Kohlenanzündern, einem Leuchter und einer Teekanne. In einer anderen Ecke waren Messingsachen aufgestapelt, in deren Nachbarschaft sich ein Stoß Bücher und Noten befanden. Auch eine ganze Anzahl Photographien, besonders junger Damen, war gefunden worden und die bildhübsche Therese, welche ihrer lieben Tante aus Dankbarkeit ihre sehr gute Kabinettphotographie geschenkt hatte, wird sich nicht haben träumen lassen, daß auch ihr Bild dereinst so enden würde. Der Erlös der ganzen Auktion hat etwa 1000 Mk. gebracht. Als sich der Schwarm verlaufen hatte, erschienen noch vereinzelte „Hyänen des Schlachtfeldes", um unter den als wertlos von den Käufern fortgeworfenen Sachen Auslese zu halten, und der die Versteigerung leitende Gerichtsvollzieher hatte Mühe, die „Raffauer" aus dem Lokal zu entfernen.

Kondolenzbesuche.

Viele von uns haben gewiß schon empfunden, wie wohl es tut und lindert, wenn eine sanfte Freundeshand sich auf die brennende Stirn legt, wie ein leises Freundeswort bei tief empfunden-m Schmerz beruhigt. Aber kann man denn das von den Kondolenzbesuchen heutzutage sagen? Ist es wirklich stets der leidhafteste Wunsch, uns zu trösten, zu helfen, welcher die Menschen herführt, wenn der Tote kaum die lieben Augen geschlossen hat? Mit Gewalt richtet sich der Trauernde auf; er muß sich ja Gewalt auferlegen vor den vielen Menschen, die in ihrer Barmherzigkeit ihre eigene Unbarmherzigkeit nicht sehen. Wieviel Menschen versehen es denn überhaupt zu trösten? Das ist wahrlich eine schwere Kunst. Wahre Freunde können es durch die Macht der Freundschaft, aber oberflächliche Bekannte? Sind sie uns in solcher Zeit mehr als Freunde? Können ihre Worte trösten? Ein Händedruck, bei dem man fühlt, er ist ehrlich gemeint, das Auge, das voll zärtlichen Mitleides auf uns ruht, vermag uns tausendmal mehr Trost zu spenden, als lange Reden und Fragen, mit denen die Menschen uns zu zerstreuen und abzulenken wünschen. Das Herz, dem sein Liebstes genommen, sehnt sich nach Ruhe, es will allein sein mit sich und seinem Gott. Es ist daher besser, solche Samariterdienste den zunächst Stehenden, den Herzensfreunden zu überlassen, und zu warten, bis der erste große Schmerz vorüber ist. Dann erst ist es Zeit, sein Beileid auszusprechen und seine Teilnahme zu zeigen, die dann dem Trauernden wohltun, weil er fühlt, daß wir Zartgefühl und Verständnis für seinen Kummer haben.

Lustige Ecke.

* Erraten. Mann: „Nun, Laura, heute vormittag hast Du wieder tüchtig Beethoven'sche Sonaten gepiekt." — Frau: „Woher weißt Du das?" — Mann: „Das ganze Eisen schmeckt danach."

* * *

* Lakonisch. A.: „Ich kann Ihnen meine Leidenschaft für Ihre Tochter gar nicht schildern!" — B.: „Ich hab' auch keine Zeit, Sie anzuhören!"

* * *

* Auf dem ländlichen Standesamt. Amtsvorsteher: Also Du, Sepp, willst die Nanni, und Du, Nazi, willst die Suzi. (Er schreibt.) — Sakra, da hab' ich mich verschrieben. Na, das macht nichts. Dann nimmst Du, Nazi, die Nanni und Du, Sepp, die Suzi.

* * *

* Der kleine Max. Also wieder geht so ein Forscher auf die Suche nach dem Nordpol?! Ist unsere Geographie denn noch nicht groß genug!?

* * *

* Vorsicht. Herr: Johann, haben Sie die Droschke bestellt zur Abreise meiner Schwiegermutter? — Diener: Gnädiger Herr, ich habe gleich zwei bestellt, falls der eine Kutscher unterwegs Malheur haben sollte; sicher ist sicher!

* * *

* Humorist: Wissen Sie, ich schüttele die Witze nur so aus dem Aermel. — Verleger: Ja und nachher, beim Lesen derselben, schüttelt sich der Abonnent vor Entsetzen.

* * *

* Fritz: Mama läßt schön grüßen und Sie möchten zum Tee kommen. — Dame: Nun, liebes Fritzchen, hat Mutter denn auch gesagt, um welche Stunde? — Fritz: Nein, Mama hat bloß gesagt, sie möchte die Geschichte bald weg haben!

Knack-Mandeln.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 28: „Das Hemd".

Richtige Lösungen gingen ein 6. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Moriz Schwarz, Erna Schulze, Hans Naumann, Gustav Körner;

von auswärts von: H. Lehmann, Löbejün, Paul Richter, Aisleben.

Preis: Eichendorff's Werke, eleg. geb.

entfiel auf **Erna Schulze**, hier.

Preisrätsel.

Ich sitze oft in mir,
Um meiner selbst zu pflegen,
Und bin dann nun mich selbst
Recht herzlich oft verlegen.

Preis: Schillers sämtliche Werke, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" einzusenden.

Auswärtige Gewinner eines Preises wollen gefl. sofort nach Bekanntgabe ihre genaue Adresse der Redaktion per Postkarte mitteilen, damit die Zustellung des Preises unverzüglich erfolgen kann

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A As; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

Bei einem Bestimmungsramsch erhält V, der Spieler in Vorhand, 25 Augen mehr als die Gegner zusammen, und zwar auf folgende Karte:

aK, D, 9, 8, 7; bK, D, 9, 8; c8.

Deutsch.

Französisch.

Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben,
Pique-König, Pique-Dame, Pique-Neun, Pique-Acht, Coeur-Acht.

M bekommt 5 Augen mehr als H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 27.

Kartenverteilung:

V. cA, K, 9, 8, 7; dA, K, 9, 8, 7.
M. a. b, c, dB; aA, 10, K; bA; cD; dD.
H. aD, 9, 8, 7; bK, 9, 8, 7; c10; d10.
Skat: b10, D.

Spiel:

1. V. cA, cD c10 (— 24). — 2. V. dA dD d10 (— 24.)

Mit den 13 Augen des Skats hat V also 61 erreicht.

Verantwortlicher Redakteur i. V.: Jean Eschweiler. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 29 — Halle a. S., den 16. Juli. — 1905

Das letzte Rendez-vous

Novelle von A. Steiner.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant Graf Bulgar fuhr im Bette auf, die breite Brust vor einem Gefühl dumpfen Unbehagens zusammengeschnürt. Dem Unbehagen, das bevorstehende große Ereignisse uns verursachen, in denen wir eine Hauptrolle spielen sollen.

„Karl, sind die Stiefel gekommen?" schrie er seinen Burschen an, der ihm mit trübseliger Miene das Rasiermesser brachte.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Karl — Mensch — ich glaube gar —"

Der sesche Husarenleutnant sah halb tadelnd, halb gerührt auf seinen weichherzigen Diener, dessen porzellanblaue Augen voll Wasser standen.

„Mein guter Alter, es geht ja nicht zum Sterben," tröstete er. „Wir verbessern uns ja."

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" schluchzte Karl und wischte sich rasch über die Augen. „Aber — es wird nun doch alles anders!"

Ein Schatten flog über die Stirn des Leutnants.

„Ja, ja, anders wird's," seufzte er mehr zu sich selbst. Und dann sagte er laut zu Karl: „Den Zivilanzug."

„Aber Herr Leutnant können doch nicht —" entfuhr es Karl in blechem Schrecken.

„In Zivil getraut werden," vollendete Graf Bulgar lächelnd. „Nein, ohne Sorge, wir werden den gebührenden Glanz entfalten. Aber ich habe noch einen kleinen Weg zu machen."

Er sagte es in gleichgiltigem Tone. Und doch — es war zu dumm — überkam ihn leichte Verlegenheit.

Karl fummelte mit ganz fremdem Ungeschick an der Koffermaschine herum. Auf seinem ehrlichen Gesicht standen Scham und Bekümmernis.

Die soldatische Unterwürfigkeit rang in ihm mit großem Impuls. Ein paarmal setzte er an, verschluckte das auf der Zunge schwebende Wort aber wieder. Endlich brachte er leise und umgeschickt heraus, starr in die Kaffeetasse sehend: „Soll ich nicht lieber einen Brief hinbringen, Herr Leutnant?"

Er erschrak selbst gleich sehr, aber der Graf wurde nicht böse. Er sagte nur, während seine braune Haut sich tiefer färbte: „Das geht nicht an, ich muß selbst gehen. Uebrigens ist es nur eine Kleinigkeit, die nicht viel Zeit in Anspruch nimmt. Ich werde bei meiner eigenen Hochzeit nicht unpünktlich sein, verlaß' Dich darauf."

Karl ließ den Kopf hängen. Er hatte das seinige getan. Eine Menge Briefe und andere Zuschriften lagen auf dem Frühstückstisch. Der Leutnant sah sie nur flüchtig durch.

Nach weit kürzerer Zeit, als er sonst seinem Frühstück zu widmen pflegte, sprang er auf.

Sein Blick fiel auf eine große Photographie seiner Braut. Ein schönes Mädchen und ein liebes Mädchen. Er war ein glücklicher Mann. — Ob er nicht doch lieber Karl mit einem Brief schickte? Es war kein angenehmer Gang. Gern hätte er ihn sich erspart. Er lächelte dem Bilde seiner Braut zärtlich zu. Es war so lästig — das andere. Gerade jetzt.

Warum hatte er's auch bis zum allerletzten Augenblick aufgehoben?

Abschied nehmen, — gräßliches Wort!

Den kräftigen Mann überkam nervöses Frösteln. Aber er raffte sich zusammen. Feigheit war Grausamkeit in diesem Falle. Er dachte an ein in süßer Stunde gegebenes, heiliges Versprechen.

Das mußte er halten!

„Karl, einen Wagen," rief er kräftig, um sich selbst das lockende Hinterstübchen unwiderruflich zuzuschließen. Karl hängte sich mit dem halben Körper aus dem Fenster und ließ einen durchdringenden Pfiff erschallen.

„Wenn jemand nach mir fragt, ich komme gleich wieder," rief Graf Bulgar im Fortgehen. —

Der Fiaker fuhr durch mehrere Straßen bis zu einem Parke.

Hier sprang der Leutnant heraus und hieß den Kutscher warten. Er ging, die Hände in den Hosentaschen, gesenkten Hauptes, sehr rasch durch das eiserne Gittertor. Eine Allee, ein Seitengang zwischen dürren Buchenhecken, und er war am Platze.

Unter dem Steinbilde eines Satyrs stand ein Mädchen mit dem Rücken nach dem Kommenden. Aber sie wandte sich rasch um und kam ihm entgegen.

Er streckte ihr beide Hände hin. „Bist Du da, Marie?"

„Du wolltest es doch," sagte sie schlicht.

„Hast warten müssen?" fragte er mitleidig. Sie sah erfroren aus, und ihre Hände fühlten sich kalt an durch die baumwollenen Handschuhe, die sie der Gelegenheit zu Ehren angelegt hatte.

„Na, ein bißchen," sagte sie und lachte dabei, wie um zu zeigen: es tut ja nichts.

„Armes Mädchen!" Er streichelte gutmütig ihre frisch gerötete Wange. Sie schloß momentan die Augen und lächelte ihm dankbar zu. Armes Mädchen! Das Wort, das er im oberflächlichen Mitleid so hingesprochen, legte sich ihm nun mit bedeutungsvoller Schwere auf die Seele. Wohl mochte er sagen: Armes Mädl!

Er seufzte. „Ja, ja, Marlechen. Das Leben ist hart. Man kann nicht immer, wie man möchte."

Sie sah ängstlich fragend zu ihm auf.

Er tätschelte, wie um die Grausamkeit des Wortes zu mildern, ihre Hand: „Es ist der Abschied, Kind."

„Der Abschied!" murmelte Marie. Sie nickte vor sich hin, mit starr geradaus gerichteten Augen.

„Bald?" fragte sie dann. „Ist's sehr bald?" Eine namenlose Angst zitterte durch die Worte.

Er sah an ihr vorbei, als er sagte: „Es muß jetzt sein. Heut' ist mein Hochzeitstag."

Er hatte einen leidenschaftlichen Ausbruch besorgt. Aber sie blieb stumm bis auf einen kleinen Wehlaut, der ihr unwillkürlich entfuhr.

„Ich hielt es für das beste so, Marie. Lieber rasch getan, was sein muß. Ich meinte auch, für Dich wär's besser."

Da sie immer noch stumm blieb, fuhr er hastig fort: „Es wird mir wahrhaftig nicht leicht. Glaub' das nicht. Aber wer kann gegen den Strom schwimmen? Ein Leben mit Dir hätte mich sehr glücklich gemacht, Marie. Den Beruf, das Leben da draußen, für sich. Auf der andern Seite ein behagliches Nest mit Dir als gute, sorgende, kleine Frau."

Das brach ihre Tapferkeit. Ein Schluchzen drang aus ihrer Kehle, das maßlose Weh des Volkskindes. Die Tränen stürzten nur so über ihre Wangen.

„Verzeih' mir," schluchzte sie dabei, vielleicht, weil es ihr nicht gelang, ihren Jammer zu verbergen, vielleicht, weil sie ihr Taschentuch gebrauchen mußte, was nach ihren Begriffen nicht anständig war. So vertraut sie gewesen, sie sah in ihm immer den vornehmen Herrn. Sie brachte es auch nie fertig, seinen Namen auszusprechen.

„Marie," sagte er halb zärtlich, halb vorwurfsvoll. „Mach' es mir nicht so schwer."

Tapfer zwang sie ihr Schluchzen nieder. „Sei mir nur nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050716053/fragment/page=0001

bös," sagte sie gewaltsam lächelnd, „daß ich mich so habe. Ich hab' ja immer gewußt, daß es einmal so kommen würde. Du hast mir nichts vorgemacht. Du bist ein vornehmer Herr und heiratst eine vornehme Dame. Das ist ganz in der Ordnung. Und wenn's Dir auch ein bißchen schwer wird," das letzte kam zaghaft, verschämt, und doch ein klein wenig triumphierend heraus.

„Sehr schwer, Marie," sagte er.

Er sprach die Wahrheit.

Als er zum letzten Stelldichein kam, war das Bild seiner Braut vorherrschend gewesen in seiner Seele, wie sich's geziemt, und der Abschied von Marie nur eine unangenehme Ehrenpflicht. Doch ihre Art, es zu tragen, machte ihn weich. Wenn sie sich in leidenschaftlichem Schmerz empört hätte, wenn sie ordinär geworden wäre — — —

Ihm hätte sie's leichter gemacht! Aber diese rührende Ergebenheit! Dieses verständige Begreifen und Entschuldigen seines Handelns! — —

Er sah, wie sie fror in ihrer dünnen schlechten Jacke. Dagegen sah er vor sich den kostbaren Pelz, den er seiner Braut vor ein paar Tagen geschenkt. Es war zu töricht, ganz wahnsinnig, aber plötzlich faßte ihn etwas wie Empörung gegen seine Braut, die behütete, gehätschelte Bankierstochter. Sie war weder besonders hochmütig, aber sie würde mit tiefer Verachtung auf Marie herabsehen, wüßte sie um deren Existenz, würde ihre Röcke zusammenraffen, wie um sich vor der Berührung mit etwas Unreinem zu schützen.

Sie konnte wohl nicht anders, wie sie war, wie sie alle waren. Und man wollte ja, er hatte es auch bisher gewußt, daß sie so sein sollten. Und nun faßte ihn momentan ganz ungerechter Haß gegen die höheren Töchter mit ihrer konventionellen Reinheit. Waren sie mehr wert, als das gute Kind an seiner Seite, das ihm großmütig ihr Alles gegeben, ohne zu fragen, was sie dagegen eintauschte, und die nun ohne Vorwürfe, mit so schlichtem Heroismus von ihm ging, als er ihr sagte: Deine Zeit ist um!

Das war Liebe. Nie würde er solche bei seiner Braut, überhaupt nicht in seinen Kreisen finden. Dort liebte man nur rechtmäßig und gesetzmäßig, sah man sich wohl vor, ob man für seine kostbare Persönlichkeit auch einen vollen Preis bekam an Titel und sonstigen Ehren und Vorteilen; die hingebende Liebe kam erst nach dem Hochzeitsdiner. Und ob sie wohl immer kam?

Warum war die Welt so eingerichtet? Warum? Wozu diese harten Konflikte?

Sie brauchten ja nicht zu sein, wenn man — ja, wenn man nicht der wäre, der man war. Aber man ist nun einmal das Produkt von Erziehung, Standessitte, Gewohnheit. — — —

Er hatte bisher nie eine tiefgründige Kritik an die Formen seines Lebens gelegt. Sie hatten ihm ganz gut gepaßt. Er hatte das Leben genommen, wie es sich ihm darbot, und war ein ganz guter, netter Kerl dabei gewesen. Daß ihm das heute an seinem Hochzeitstage einfallen mußte, wie widersinnig die Verhältnisse waren, in denen er lebte. Welche Widernatur, daß er von Marie schied. Er hatte gemeint, es sei jetzt gerade der richtige Zeitpunkt, das Verhältnis zu lösen. Und nun fühlte er, wie er noch an ihr hing, noch nie war ihm das so klar geworden, wie jetzt.

Nicht sein Schlechtestes war im Verkehr mit Marie geweckt worden. Zuerst hatte ihre naive, gesunde Frische auf seine Sinne gewirkt, und das war so geblieben die ganze Zeit. Gott helfe ihnen, es war noch so! Aber daneben hatte eine Menge anderes mit hineingespielt. Marie war zwar von keinem Hauch feinerer Bildung angekränkelt, aber von Natur klug und aufgeweckt. Wie manchesmal hatte er sich über dienstliche und private Unannehmlichkeiten gegen sie ausgelassen, — er war oft in recht schlechter Laune zu ihr gekommen und immer hatte sie sich bewährt. Sie verstand ihn wunderbar. Er hatte oft gestaunt über die Feinheit ihres Anpassungsvermögens, ihr Verständnis für Dinge, die eigentlich ganz außerhalb ihres Gesichtskreises lagen. Sie war eben ganz weiblicher Instinkt, und kein selbstständiger Bildungsgang hatte diesen Instinkt beeinträchtigt. Sie war ganz unverdorbenes Material gewesen, fähig, sich durch die Liebe zu jeder Form bilden zu lassen.

Unbewußt war in ihm etwas von der Zärtlichkeit eines Künstlers seiner Schöpfung gegenüber. Marie hatte viel von ihm angenommen. — Aber sie hatte ihn auch beeinflußt.

Die in einem solchen Verhältnis immer die Essenz von Leichtsinn und Gemeinheit voraussetzen, würden sich gewundert haben, wenn sie ihn bisweilen in Mariens sauberem Stübchen gesehen hätten. Er beschäftigt, ihren Kanarienvogel zu zähmen, oder den geheimnisvollen Mechanismus ihrer Nähmaschine ergründend, sie seine Wäsche ausbesserend. Marie stammte aus einer streng ehrbaren Familie, und das Liebesverhältnis war nicht ohne eine Beimischung bürgerlicher Philisterosität.

Ihre Liebe hatte sich noch nicht überlebt. Noch hatte eines Freunde am Dasein des anderen. Das war so harmlos beglückend. Und nun stieß er sie von sich! Wie brutal das war!

Er starrte düster in den nebeligen Morgen, vorbei an einer fleckigen Venus, die sich in gezierter Stellung auf ihrem Postament wand, über den fahlgrünen Rasen, auf dem ein Beet scharlachener Geranien in unverschämter Lebensfülle leuchtete, in all' diesem greisenhaften Absterben.

Marie fühlte, daß Quälendes in ihm vorging. Sie faßte zärtlich seine Hand. „Nach Dir keine Gedanken wegen meiner," sagte sie herzig. „Sieh, ich bin durch Dich so glücklich gewesen, so glücklich! Mein ganzes Leben lang werd' ich Dir's noch danken. Was hätt' ich dann gehabt ohne Dich? Einen groben Mann, viele Kinder, nichts als Klage. So hab' Dich kennen gelernt, wie fein und schön die Liebe sein kann. Glaub' nur, ich beneide die reichen Damen nicht, auch nicht Deine Braut." Ein feiner Stolz gab ihrem frischen, runden Gesicht einen Zug von Vornehmheit. „Sieh', ich mein' sogar, ich, die arme Marie, könnt' sie bemitleiden. Denn ich hab' das Beste vorweg genommen von Deiner Liebe. So was gibt's nicht zweimal."

Er stöhnte auf. „O Marie, wie machst Du's mir schwer!"

„Und ich wollte Dir's gerade leicht machen," klagte sie.

„Du zeigst mir, wie reich ich war," murmelte er.

Er sah in ihr zu ihm emporgehobenes Gesicht. Diese heldenhaft lächelnden und dabei so jammervoll zuckenden frischen Lippen, die er so oft geküßt, die schönen braunen Augen, die mit so grenzenloser Ergebenheit zu ihm aufschauten, o Gott, und das stieß man von sich?

Er faßte ihre Hände, die ungewohnten Handschuhe machten sie häßlich plump aussehen, und er hatte sie doch so gern, diese kleinen, roten Arbeitshände, deren Berührung so merkwürdig weich und lind war!

„Tu' die Handschuhe fort, Marie!" sagte er herrisch. Gehorsam tat sie es. Sie hätte ihn gern um dasselbe gebeten, aber sie wagte es nicht.

Seine wohlgepflegten Hände mit den alten Familienringen waren ihr Entzücken. Hübsche Gesichter und stattliche Gestalten gab es in ihrem Stande auch, solche Hände nicht. Wie oft hatte sie, zärtlich und doch ehrfurchtsvoll, diese weißen Finger mit den gewölbten Nägeln gestreichelt, sie bewundert, sich über das Wappensiegel den Kopf zerbrochen. Wie fein und schön das war! Nichts machte ihr die Vornehmheit des Geliebten so fühlbar.

In der Ferne schlurrte ein Parkarbeiter vorüber, nur schattenhaft zu sehen im Nebel.

„Marie, wir müssen scheiden."

Sie nickte. Und hielt dabei doch seine Hand so fest.

„Lebewohl mein gutes Mädchen," sagte er halberstickt.

Ihm war sehr übel zu Mute. Er hatte sich fest vorgenommen: Keine Zärtlichkeiten. — Am Hochzeitstage Zärtlichkeit mit einer andern. Das war, — das ging überhaupt nicht an.

Aber, es war ja zum letztenmale. Und er sah, daß ihre Lippen dürsteten nach einem Kusse, durfte er ihr dies letzte Labsal weigern?

„Einen Kuß, zum Abschied," preßte er heraus.

Der Nebel hüllte sie ein, wie in einen Mantel. Und er küßte sie nicht ein, unzählige Male auf Wangen, Lippen und Augen, die sie in seliger Trunkenheit schloß. Sie küßten sich, wie nie vorher, als wollten sie sich die Seele aus dem Leibe küssen. Marie klammerte sich an ihn wie eine Ertrinkende.

Sie waren so allein im Nebel. Nur die Venus zierte sich und Satyr grinste neben ihnen.

In diesem Moment durchfuhr der Gedanke den Grafen: jetzt noch alles im Stich lassen, Braut und Hochzeitsmahl und bunten Rock und mit Marie nach Amerika fliehen.

Aber es war eben nur ein Gedanke, im Liebesrausch erzeugt, rasch wieder ersterbend.

Von einer Kirche schlug es zehn. Seltsam dumpf und verloren klang es durch den Nebel herüber. Er schrak zusammen. Um halb zwölf mußte er auf dem Standesamt sein.

„Marie, ich muß fort!" Er ließ sie aus seinen Armen. Sie öffnete die Augen widerwillig, wie jemand, der aus süßen Träumen erwacht.

Der Leutnant wandte sich brüsk um, er wollte seine Weichheit niederzwingen.

Da entfuhr's ihr: „Kommst Du denn nun nie mehr zu mir?" Es war der Verzweiflungsschrei eines gefolterten Herzens. Zum erstenmal etwas wie Auflehnung.

„Es kann nicht sein, Marie," sagte er erstickt.

„Ich soll Dich nie mehr sehen?" fragte sie atemlos. „Nie mehr?" Und dann in angstvollem Flehen: „Tu' mir das nicht an! Nur sehen laß' mich Dich — bisweilen — nur sehen! Nur in der ersten

Zeit. Nachher gewöhn' ich mich wohl, ganz ohne Dich zu sein. Aber nicht so auf einmal — Du weißt ja nicht —"

Ihre Stimme brach.

Er konnte sie nicht so ganz von sich stoßen ohne den bescheidenen Trost, um den sie bat. Er wäre sich wie ein Mörder vorgekommen, — der Handel war schon brutal genug.

„Vielleicht, Marie, ja — besser wäre es, nicht! Ich sehe denn mal zu, wie es Dir geht. Leb' wohl."

„Leb' wohl!"

Er ging hastig, ohne sich umzusehen, durch die kahlen Buchenhecken davon.

Sie sah ihn verschwinden, gleichsam ausgelöscht werden im Nebel.

Die Arme sanken ihr schlaff herab. Sie stand einen Augenblick reglos, wie die lüsternen Sandsteinfiguren.

Dann flog ein leiser Hoffnungsschein über ihr Gesicht. Die vollen Lippen lächelten ganz wenig und formten mechanisch die Worte: „Nur sehen!"

Suche Dir eine Freundin.

Von Emmy Paul.

(Nachdruck verboten.)

Wie tut Ihr mir leid, Ihr einsamen Mädchen, die Ihr nicht das Glück genießet, eine wahre Freundin zu besitzen. Wie viel herrliche Stunden bleiben Euch versagt, indem Ihr den Segen treuer, edler Freundschaft nicht zu empfinden vermögt!

Ja, es ist etwas wunderbar schönes um edle Freundschaft! Ich mahne Euch von Herzen, Ihr jungen und älteren Mitschwestern, besonders aber Euch, die Ihr Euer Herz noch frei habt und vielleicht für immer ohne einen männlichen Schutz, einen Gatten, durch's Leben wandern müßt, suchet Euch eine Freundin! Ihr werdet befriedigenden Ersatz finden für vieles, was Euch sonst versagt bleibt.

Es wird heutzutage viel gespottet über Mädchenfreundschaften; in vielen Fällen wohl mit Recht. Sind sie doch meist nur flüchtige, auf Aeußerlichkeiten gegründete Schwärmerei, die ohne Scheu mit einer anderen vertauscht wird, sobald das abwechslungliebende Herz keinen Gefallen mehr daran findet.

Derartige Bekanntschaften sind der Bezeichnung „Freundin" nicht wert; es fehlt unserer Sprache eigentlich ein Wort für diese unechte Gefühlsart. Fühlst Du im Herzen den Drang, die Sehnsucht nach einer Dir verwandten Seele, so gehe und suche: sei aber vorsichtig bei der Wahl, laß Dich nicht durch Aeußerlichkeiten bestechen, suche das Herz, die Seele derjenigen zu ergründen, die Du zu Deiner Wahl ins Auge gefaßt hast. Im Gesellschaftssaal, bei Spiel und Tanz wirst Du wenig von innerem Wesen wahrnehmen. Allein mußt Du sein mit dem zu prüfenden Herzen. Da läßt sich in ernstem, ungestörtem Gespräch manches erörtern, was Dir den inneren Wert der Genossin aufdeckt, ihre Gefühle, Lebensanschauungen kundgibt. Anknüpfungspunkte zu lieserer Unterhaltung gewährt Euch vielleicht eine zusammen gehörte Predigt im Gotteshaus, der Gedankenaustausch über einen Stimmpunch usw. Bei solchen Gesprächen prüfe genau, ob Du der Freundin innere Denkungsart über die Deine zu stellen, sie hoch zu schätzen, ihr nachzustreben vermagst. Handte nach Rückerts Worten:

„Gesell Dich einem Besseren zu,
Daß mit ihm Deine besseren Kräfte ringen.
Wer selbst nicht weiter ist, als Du,
Der kann Dich auch nicht weiter bringen."

Das aber sei der Grundgedanke Deiner Freundeswahl: Dein Herz im Anlehnen an ein anderes zu verebeln und zu verbessern. Das soll vor allem die Liebesbeet sein, die uns drängt und anspornt, eine mit uns emporstrebende Seele zu suchen.

Und es gibt, Gott Lob! viele solcher strebender Seelen, die den inneren Wert über den vergänglichen äußeren stellen und verdienen, „eines Freundes Freund zu sein".

Wenn man nur recht gründlich sucht, dann findet man schon die Rechte. Der allgütige Gott führt auch in der Freundschaft die Wege derer zusammen, die zu einander gehören. Nach öfterem Beisammensein werden sich Euer beider Herzen von selbst ineinander finden, wird Euch eine innere Stimme künden: „Die ist es!"

Es mag oft lange dauern, ehe diese Stufe erreicht ist. Wir müssen uns vor allem immer ins Gedächtnis rufen, daß wir keine Engel auf der Welt finden. Lasse Dich darum nicht gleich zurückschrecken, wenn Du Schwächen an der Erwählten entdeckst, sondern denke: Ich will sie aufmerksam machen, sie ermahnen, ihr helfen, die Fehler zu bekämpfen, gleich wie sie mir darin helfen soll. Und dann, nach überstandener Prüfungszeit, festigt Euer Freundschaftsband; gelobt Euch, für und zu einander zu stehen in guten und bösen Tagen. Nun könnt Ihr Euer Herz vertrauensvoll öffnen und ausschütten, ob es voll Glückes oder voll Leides sei, Ihr werdet stets eine mitempfindende Seele, eine liebe Trösterin zur Seite haben und bald der Worte Bedeutung nachempfinden: „Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteilter Schmerz ist halber Schmerz."

Gar manchmal mag sich in Dein Freundschaftsgefühl wohl ein arger, menschlich-schwacher Gedanke einschleichen, Du siehst vielleicht, wie sich die Freundin viel schneller die Zuneigung anderer erwirbt, weil sie anziehendere Eigenschaften besitzt als Du, wie sie eine ungerührtere, sorgenlosere Jugend verleben darf, wie sie schließlich ihre Urbestimmung erreicht und ihr Leben einem Manne widmet, indem Du einsam bleibst. Wagt sich der böse Geist des Neides in Dein Gemüt, dann sei stark, Du Mädchenherz! Dann wird sich zeigen, was und wer Du bist! Bezwinge alle unedlen Regungen Deines Herzens mit dem hoffnungsgläubigen Gedanken, daß alle Glücksgabe von Gott kommt, daß auch Dir noch unerhoffte Freuden erblühen werden, denn Gott ist gerecht und gibt einem jeden sein Teil.

Wenn Du die Kraft hast, Dein eigen Ich zu verleugnen, in der Freundin Glück das Deine zu finden, Dich selbstlos mit ihr zu freuen, dann fühlst Du wohl, wie Dich Eure Freundschaft nach und nach veredelt, geläutert, selbstlos gemacht hat. Gehe und suche, Du einsames Herz! Wer Du auch seiest, Du erblühende Menschenknospe, Du gereiftes Mädchen, Du einsam alterndes Herz, Du geprüfte stille Witwe. Ihr alle habt noch Zeit, Euch diesen Himmelssegen, wahre treue Freundschaft, von Gott zu erbitten und zu erlangen zum Trost für Eure einsamen Herzen.

Von der Wichtigkeit der Haarnadel.

Viel zu wenig nimmt man im praktischen Leben Rücksicht auf die das Kopfhaar zusammenhaltende, U-förmig gekrümmte, aus biegsamem Draht verfertigte, wohlfeile, überall zu habende Nadel. In Wirklichkeit hat sie noch viel andere Zwecke zu erfüllen, sowohl im gewöhnlichen Leben, als auch in der Medizin. — In ihrer ursprünglichen Form ist die Haarnadel eine gute Sicherheitsnadel zur Befestigung von Verbänden, Umschlägen usw. Man braucht dabei nur die Spitzen der Nadel umzubiegen. — Wird jedoch das abgerundete Ende derselben nach der Fläche zu leicht oder stark gekrümmt, so haben wir ein sehr brauchbares Instrument zum Ausziehen von Fremdkörpern aus der Nase, äußerem Ohr oder anderen zugänglichen Körperhöhlen. Vorher wird die Nadel entweder durch Ausglühen in einer Spirituslampe oder durch Einlegen in fünfprozentige Karbollösung desinfiziert. Schwarze Haarnadeln darf man für diese Zwecke nicht nehmen. — In gleicher Weise muß dieses nützliche Instrument präpariert sein, wenn es zum Auskratzen von zu üppig granulierenden oder stark belegten Wunden verwendet wird. Die aufgebogene, gerade gerichtete Nadel kann ganz gut die Sonde ersetzen zur Prüfung des Tastsinns, zum Sondieren der Wunden und Fisteln usw., wobei sie den Vorteil gewährt, daß sie oftmals gewechselt werden kann, was bei teuren Sonden wegfällt. Der silbernen Sonde bei dem Schleimfluß des Tränensackes soll die glatte und mit abgerundeten Ecken versehene Haarnadel kaum nachstehen. Um im Notfalle Wundränder auseinanderzuziehen (bei Weichteilen oder beim Luftröhrenschnitt), biegt man die Haarnadel ganz auf und krümmt die eine Spitze dementsprechend. — Von besonderer Wichtigkeit ist sie jedoch, wenn sie zur Blutstillung bei Verletzung größerer oder kleinerer Gefäße gebraucht werden soll. Man faßt das Gefäß oder den blutenden Stumpf zwischen die Backen der Nadel und biegt dann die letzteren mehrmals ineinander, wodurch die blutende Stelle stark zusammengepreßt wird. Endlich dient sie noch als Lidöffner, zum Entfernen von Fremdkörpern aus dem Auge und, glühend gemacht, zum Ausbrennen von Hornhautgeschwüren. — Wahrlich eine Vielseitigkeit, von der man sich gewöhnlich nichts träumen läßt!

Das Jubiläum der „Angströhre".

Unsere Zeit, die sich sonst nicht genug tun kann an feiern und jubilieren, hat dennoch sich die Gelegenheit entgehen lassen, ein wichtiges Säkular-Jubiläum auf würdige Weise zu begehen. Es ist das Verdienst einer Frau, der französischen Schriftstellerin Madame Lilia Roberts, die Entdeckung gemacht zu haben, daß der Zylinderhut, dieses geschmacklosteste aller männlichen Bekleidungsstücke, am 18. April unseres Jahres seinen 100. Geburtstag hätte feiern können. Am 18. April 1805 war der denkwürdige Tag, an dem der Zylinderhut seinen Einzug in die Welt hielt. Keinen glorreichen Einzug — im Gegenteil. Niemand konnte damals ahnen, daß er einst die tyrannische Herrschaft erlangen würde, die er jetzt tatsächlich in allen zivilisierten Ländern ausübt. Am 18. April 1805 zeigte sich zum ersten Male ein Mann mit einem Zylinderhut auf dem Kopfe in den Straßen von London. Seinen Namen hat die Weltgeschichte leider nicht aufbewahrt. Aber sie meldet uns, daß es ihm übel erging. Die Zorni seiner Kopfbedeckung erregte nämlich nicht nur die Spottlust des Publikums in unbändiger Weise, sondern verletzte auch anscheinend dessen ästhetisches Empfinden in so hohem Grade, daß es über ihn herfiel und ihn jämmerlich durchhämmerte. Ja, um ein Haar hätte man ihn mitsamt dem Zylinder, den er tanzieren wollte, selbst in die Themse langjagt. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich durch schleunige Flucht zu retten, den Zylinder aber mußte er als Trophäe in den Händen der johlenden Menge lassen, die ihn in tausend Stücke zerfetzte. Ungefähr ein halbes Jahrhundert lang hat der Zylinderhut dann Mühe gehabt, seine Existenz mit Ehren zu behaupten. Immer wieder wurde ihm ob seiner häßlichen Form der Krieg erklärt und man kann sagen, daß es erst dem der Welt die Moden vorschreibenden französischen zweiten Kaiserreiche gelungen ist, seine Macht zu befestigen. Die Pariser Elegants dieser Zeit, ihnen allen voran der junge Herzog von Grammont-Caderusse, dessen Streiche noch heute unvergessen sind, brachten den Zylinder eigentlich erst recht in die Mode. Neuerdings versucht man wiederum, und zwar auch in Paris, für seine Abschaffung zu plädieren. Trotzdem aber alle Welt über seine Unzweckmäßigkeit und Unschönheit einig ist, scheint er dennoch, in absehbarer Zeit wenigstens, nicht so leicht entthront werden zu können — genau wie der ihm in jeder Beziehung gleichwertige Frack. — Nur in einem Punkte hat übrigens die französische Schriftstellerin Unrecht: wenn sie nämlich behauptet, vor dem Jahre 1805 habe es niemals eine dem Zylinder ähnliche Kopfbedeckung gegeben. Man braucht nur die Bilder Albrecht Dürers, van Dycks und anderer Maler des späteren Mittelalters

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050716053/fragment/page=0002